

gerüsteten Volksgemeinschaft wieder zur Geltung kommen, daß sich eine neue Kultur innerhalb der alten, untergehenden heimlich entfalten werde. Tollens aber zeigt sich Tönnies in seiner neuesten (eben als zweites Heft der „Zeitfragen aus dem Gebiet der Soziologie“ erschienenen) Schrift, die er „Menschheit und Volk“ benennt, als zukunftsfröher Optimist. Zwar überschätzt er die die ganze Menschheit verbindenden und einigenden Kräfte keineswegs. Er sieht vielmehr gar wohl, daß alle Versuche, den Gedanken der Gemeinsamkeit des Menschentums in der Wirklichkeit stärker zur Geltung zu bringen, bisher an dem Mißtrauen, der Eifersucht, der Rachsucht, der einzelnen Massen- und Glaubensbekenntnisse, an der Wettbewerbswut, der Schadenfreude, dem Neid der einzelnen Völker gegeneinander scheiterten. Aber er hofft schließlich doch, daß die erhöhte allgemein menschliche Bildung allmählich eine so bedeutende Förderung des Humanitätsgedankens bewirken wird, „daß die Verachtung niederer Rassen und niederer Religionen oder Weltanschauungen einmal ebenso roh und töricht erscheinen wird wie uns heute die Geringschätzung der Bürgerlichen durch die vom Volk anmutet, obgleich sie noch im achtzehnten Jahrhundert oft sich von selbst zu verstehen schien und noch heute in starken Ueberbleibseln dauert“.

Selbst wenn sich aber der Gedanke der Völkerverbrüderung in der Wirklichkeit nicht sollte durchsetzen lassen, bliebe auch nach Tönnies immer noch die Möglichkeit, die Aufgabe des allgemein menschlichen Zusammenlebens auf der Grundlage praktischer Notwendigkeit zu regeln. Werden doch durch die stets stärker werdenden Bedürfnisse internationaler Arbeitsteilung wie durch die stets fortschreitende Verbesserung der Verkehrstechnik die Beziehungen zwischen den Menschen aller Rassen immer zahlreicher und drängen so immer ungestümer zu umsichtiger, ordnender Regelung. Zwar der Traum, die ganze Menschheit in einem Einheitsstaat zu einen, wie ihn ein Alexander, ein Cäsar, ein Napoleon hegen mochte und wie ihn die katholische Kirche in dem „heiligen römischen Reiche“ zu verwirklichen versucht hatte, kann wohl als endgültig begraben gelten. Auch die Gründung eines neuen Weltreiches, die bis vor kurzem noch der russische Zar geplant haben mag und die man in England, in Amerika, in Japan vielleicht auch heute noch nicht aufgegeben hat, wird schwerlich mehr gelingen. Selbst ein Weltstaatenbund, den mancher durch die Haager Konferenzen angebahnt sah, wird nach dem großen Völkerringen in absehbarer Zeit sicherlich nicht zustande kommen. Steht doch noch einmal fest, ob auch nur der kleine mitteleuropäische Bund die starken Widerstände wird überwinden können, die sich seinem Abschluß immer wieder entgegenstellen. Aber trotz alledem scheint auch Tönnies zu erwarten, daß „die klare und radikale Erkenntnis der größeren Nützlichkeit des Friedens“ zu einer „Liga der Staaten“ führen wird, deren Teilhaber nichts anderes bezwecken, als den jetzt so grausam gestörten Frieden zwischen den Völkern in Zukunft zu erhalten. Denn ist der reinen und scharfen Lust des Gedanken vertragen sich — auch seiner Meinung nach — die Menschen noch immer am besten, wenn auch nur wenige diese Lust betragen können. Vertrauensvoll harret er darum des Staatsmannes, der — den Gedanken der Völkerverbrüderung ins ethische Gebiet verweisend — um so tatkräftiger im politischen den Gedanken einer Gesellschaft der Staaten verfolgen wird.

Eine wichtige Voraussetzung freilich ailt es vorher zu schaffen: Eine völlige Wandlung der Geister wird Platz greifen, der innere Aufbau der einzelnen Staaten wird auf völlig neue Grundlagen gestellt werden müssen, ehe das lockende Ziel erreicht werden kann. Denn mit dem durch das Fortschreiten der kapitalistischen Entwicklung bedingten Steigen des politischen Einflusses des Großbürgertums sind auch die zu den allgemein menschlichen Idealen oft in scharfem Gegensatz tretenden nationalistischen Ideen immer kräftiger zum Durchbruch gelangt. Und das geschah nicht etwa nur auf asiatisch-sittlichem Gebiete, wo diese Ideen ein „notwendiges und höchst wirksames Gegengewicht gegen die Verschlingungen des Kulturmenschen in das Allgemeine“ bildeten. Auch machten sich die nationalistischen Ideen nicht nur im politischen Leben bemerkbar, wo sie innerhalb der zentralisierten Einheitsstaaten dem Rufe nach Selbstverwaltung starken Widerhall fanden, dem Gedanken des Föderalismus zu neuer Wehrkraft verhalfen und unter dem — schon soviel mißbrauchten — Schlagwort des „Selbstbestimmungsrechtes der Nationen“ in manchen (tatsächlich oder vermeintlich) unterdrückten Völkern die Sehnsucht nach Bildung selbständiger Staaten weckten.

Besonders nachhaltig wirkten die nationalistischen Ideen vielmehr auffallenderweise gerade auf wirtschaftlichem Gebiete. Sie förderten hier alle Bestrebungen, die die nationalen Wirtschaftsgebiete strenger abzuscheiden und den heimischen Unternehmungen als Markt zu sichern suchten, und bereiteten so den imperialistischen Bestrebungen, die zur Ausdehnung dieser Wirtschaftsgebiete drängen, emsig die Wege. So selbst in den Forderungen der Gewerkschaften nach Schutz der heimischen Arbeiter gegen den Wettbewerb anspruchsvoller Arbeiter aus kulturell minder fortgeschrittenen Volkstämmen lassen sich die Einflüsse nationalistischer Gedankengänge erkennen.

Es fällt nun gewiß nicht schwer, festzustellen, welche Auswirkungen der nationalistischen Ideen der Sicherung eines dauernden Völkerfriedens am hinderlichsten sind. Neben den Bestrebungen kleiner und kleinster Völker — wie etwa der Serben und Tschechen, vielleicht auch der Polen und Magyaren — nach Gründung selbständiger Staaten sind es gewiß namentlich die schutzöllnerischen und imperialistischen Gedankengänge, die hier eine entscheidende Rolle spielen. „Die tiefste und stärkste Ursache der Verfeindungen zwischen den Staaten — meint auch Tönnies — ist in den

letzten Jahrhunderten der Imperialismus und der dadurch gegebene Wettbewerb der Industrien um den Weltmarkt, also der imperialistische Ausdehnungsdrang gewesen, den überdies andere kommerzielle Bedürfnisse, agrarische wie kapitalistische, fortwährend genährt haben.“

Diese Ursache aber kann — wieder nach Tönnies — nur dann beseitigt werden, wenn die wirtschaftliche Entwicklung ganz neue Bahnen einschlägt, wenn der innere Beweggrund wirtschaftlichen Handelns „nicht mehr das Trachten einer Minderheit nach Zinsen, Renten und unermeßlichen Gewinnen, sondern das einer Mehrheit nach einer vernunftgemäßen gemeinsamen Arbeit und nach einer angemessenen Verteilung der Erträge dieser Arbeit ist“.

Kleine Anzeichen, die auf einen solchen Wandel der Geister hindeuten, sind denn auch schon erkennbar. Man sieht sie auf wirtschaftlichem wie auf politischem Gebiete: Im politischen Leben zeigen sie sich namentlich in den (vielfach durch Sprache und Mundart, durch Sitte und Lebensgestaltung besonders fest zusammengehaltenen) Selbstverwaltungskörpern, deren Wirken meist von starkem, heimatstimmigem, gemeinschaftlichem Geist erfüllt ist und die daher berufen sind, vor allem in den verschiedenen Zweigen der Wohlfahrtspflege eine immer regere und erspriechlichere Tätigkeit zu entfalten.

Aber auch im Wirtschaftsleben macht sich — gerade in jüngster Zeit — ein Wiedererstarren des Gemeinschaftsgeistes in stets steigendem Maße bemerkbar. Denn je deutlicher es sich erwiesen hat, daß die großkapitalistischen Unternehmungen auf dem besten Wege sind, die ganze staatliche Organisation von sich abhängig zu machen, und je klarer es wurde, daß nur das Volk und der Volksstaat noch in der Lage sind, sich der Uebermacht dieses Kapitalismus zu erwehren, um so mehr wurde endlich die Notwendigkeit erkannt, alle Volkskräfte zu diesem Zweck zusammenzufassen. Auf mannigfache Art sucht man nun zu diesem Ziel zu gelangen. Die einen glauben, sich mit der gemeinsamen Herstellung oder wenigstens dem gemeinsamen Einkauf der zur Deckung des notwendigsten Hausbedarfes dienenden Güter begnügen zu können; andere fordern, daß mittelst durchgreifender Vermögensabgaben und ähnlicher staatskapitalistischer Maßnahmen der ganze Staatshaushalt in einen gemeinsamen Volkshaushalt umgeformt werde. Wieder andere sehen das Heil in der Einführung tauschwirtschaftlicher Grundzüge in unsere bisher rein geldwirtschaftlich geordnete Volkswirtschaft, wobei nicht mehr die Tauschwerte, sondern die Gebrauchswerte die Grundlage des wirtschaftlichen Handelns zu bilden hätten.

Es ist denn auch nicht unwahrscheinlich, daß das Ende des Krieges recht große Wandlungen in dieser Richtung bringen wird. Muß doch auch bei den Männern, denen die Leitung der Völker anvertraut ist, die Erkenntnis reifen, daß „die oberste Bedingung dauernder Macht ein gesundes und kraftvolles Leben ist, ein Zusammenleben, das, um vom gleichen Geiste getragen zu werden, auch ein gewisses Maß wirtschaftlicher und sozialer Gleichheit fordert, in dem es gewisse und gar manche Erscheinungen der Ungleichheit nicht mehr ertragen kann“. Ohnehin werden die Hunderttausende von Kriegsgefangenen, die den Umschwung in Rußland miterlebten, der Versuchung schwerlich widerstehen können, auch daheim den Ideen zu dienen, deren Sieg sie in der Gefangenschaft fast über Nacht haben herannahen sehen. Und da in der Heimat unterdessen die Anordnungen der Behörden, die Verfügungen „von oben“, infolge der ganz außergewöhnlichen Verhältnisse, die der lang andauernde Krieg mit sich gebracht hat, gelegentlich versagen mußten, werden auch die mit ganzer Seele am Bestehenden Hangenden das neu erwachte Streben: die Gesellschaft wieder in stärkerem Maße als bisher mit gemeinschaftlichem Geiste zu erfüllen und so ihren Neuaufbau einmal von unten her zu beginnen — nicht mehr grundsätzlich ablehnen können.

Das wird zwar gewiß kein Werk von heute auf morgen, kein Werk weniger Wochen oder weniger Jahre sein. Unsere Entel aber mögen sich des großen Wandels der Geister erfreuen, dem dieses welterschütternde Ringen mit Feuer und Schwert den Weg gebahnt hat und dem Ferdinand Tönnies in dem hier besprochenen, tiefurchenden Schriftchen ein so wirkungsvoller Verkünder geworden ist.

Die Ze

Die Wandlung der Geister.

Von Dr. Julius Bunzel (Graz).

Als in den für alle Zeiten denkwürdigen Sommertagen des Jahres 1914 das ganze deutsche Volk von jenem starken, alles überwindenden Gemeinschaftsgefühl ergriffen wurde, das niemand vergessen wird, der jene Tage auch innerlich miterlebte, da sprach man gewiß mit Recht von einem frohen Hoffnungen weckenden Seelenumschwung. Eine neue Zeit schien gekommen, und an die Stelle des in Klassen zersplitterten, von innerem Streit und Sader zerfetzten Volkskörpers schien eine neue, von gemeinsamer Gefahr bedrohte, nach gemeinsamen Zielen strebende Volksgemeinschaft treten zu wollen, die Unerhörtes leisten konnte und unbestwingly schien. Aber harte Monate, schwerelastende Jahre voll mannigfacher Entbehrungen, ungewöhnlicher Maßnahmen und verbitternder Uebergriffe ließen die Keime wieder welken, die sich so verheißungsvoll aus Licht gedrängt hatten. Auch im Innern der Volksgemeinschaften wurde nun wieder „der Mensch dem Menschen zum Wolfe“, begegneten sich die einzelnen Klassen und Gruppen wieder mit jener „absoluten Feindseligkeit“, von der Ludwig Gumplowicz die ganze Geschichte der Menschheit erfüllt sah. Nur in wenigen besonnenen Köpfen, nur in wenigen warmen Herzen glimmt auch jetzt noch ein Funke der Hoffnung, daß sich doch vieles wird ändern müssen, manches wird bessern können.

Zu den wenigen, immer seltener werdenden gehört auch Ferdinand Tönnies, wenngleich selbst ein so verständiger und anerkannter Beurteiler, wie Harald Höfding, ihn gelegentlich des sozialen Pessimismus zieh. Denn als sozialer Pessimist kann doch nicht gelten, der die Entwicklung der Dinge so sieht und schildert, wie sie nun einmal ist, sondern nur jener, der ein schlimmes, unheilvolles Ende dieser Entwicklung voraussieht und verkündet. Das aber hat Tönnies — wenn man seine Gedanken zu Ende denkt — niemals getan, das hat er auch nicht tun können, weil dies allen Voraussetzungen widersprochen hätte, auf denen seine Lehren beruhen. Sah er doch eben in den Tagen unserer Vorkriegszeit, in denen die natürlichen Anlagen der Menschen sich frei und ungehindert entfalten konnten, das Vorbild menschlichen Zusammenlebens verwirklicht, so daß ihm die menschlichen Anlagen jedenfalls als gute, nur durch eine ungesunde Entwicklung in falsche Bahnen gedrängte erscheinen mußten. Wenn er daher gelegentlich erklärte, die moderne Kultur sei in einem unaufhaltbaren Zerfallsprozess begriffen, ihr Fortschritt sei ihr Untergang, so ist dies gerade von seinem Standpunkt aus keineswegs notwendigerweise als Ausfluß eines sozialen Pessimismus anzusehen, muß vielmehr jedem, der auf den Trümmern dieser dem Untergang geweihten Kultur eine andere, schönere Kultur erblicken zu sehen hofft, zur frohen Zuversicht des Nahens einer besseren Zukunft werden.

Tatsächlich wollte auch Tönnies schon in seinem Hauptwerk („Gemeinschaft und Gesellschaft“) der Hoffnung nicht entsagen, daß doch die Keime der untergehenden Kultur wieder blühen, daß Wesen und Ideen der ursprünglichen, nur durch eine ungesunde Entwicklung